

Die Samariterin in mir

Predigt am 1. Juni 2025

Lukas 10, 25-37

von Hanna Sägesser

Im Rahmen des Jubiläums «500-Jahre Täuferbewegung»
haben wir in diesem Gottesdienst etliche internationale Gäste

Es gilt das gesprochene Wort.

Teil 3 der Predigtreihe: «**Eigentlich unmöglich. Mut zur Liebe.**»

Liebe Gemeinde, liebe internationale Gäste,

ich glaube die Geschichte vom barmherzigen Samariter kennen wir alle, wir konnten sie ja auch gerade im Video noch einmal miterleben. Da ist einer unterwegs, wird zusammengeschlagen, ausgeraubt und liegengelassen. Dann tauchen nacheinander verschiedene Leute auf. Die ersten beiden lassen ihn liegen und helfen nicht. Der dritte, der Samariter, der hilft ihm schliesslich, verbindet seine Wunden und bringt ihn in eine Herberge. Jesus erzählt diese Geschichte und ich glaube, die Moral der ganzen Sache ist ziemlich einfach. Jesus fasst sie nach dem Gleichnis auch treffend zusammen: «Dann geh und mach es ebenso.» (10,37) Nun ja, ich glaub, dem kann ich jetzt nicht mehr viel hinzufügen. Also: Geht und macht es ebenso! Amen. Als Antwort auf die Predigt singen wir gemeinsam ein Lied und ich habe mir gedacht passend wäre da etwas, was diese grosse Barmherzigkeit des Samariters zur Geltung bringt. In Absprache mit Margrit habe ich mich für ein Lied entschieden, das mit seinen fantastischen Harmonien genau das aufzeigen will...

Intervention Emanuel: Echt jetzt, Hanna? Das ist schon mutig von dir, nach 3 Sätzen schon aufzuhören. Aber ich find, das kannst du jetzt echt nicht bringen. Es stimmt sicher, dass die Geschichte sehr bekannt ist. Was soll man da noch Neues dazu sagen? Aber ich meine DU hast dir den Text doch selbst ausgesucht. Und ist es nicht so, dass wir Geschichten, die wir schon von klein auf kennen, in einer andern Lebensphase nochmal ganz neu und anders hören können? Weil wir nicht mehr dieselben sind, wie früher als Kinder. Komm Hanna, erzähl uns mehr dazu, was der Text unterwegs mit dir gemacht hat und wo du findest, dass wir Mut zur Liebe brauchen!

Also, ihr wollt jetzt da wirklich noch mehr hören? Das ist jetzt natürlich ein bisschen unangenehm... Mal schauen, ob ich da noch was zusammenbekomme.

Wobei, da fällt mir eine Geschichte ein, die irgendwie zum Gleichnis des barmherzigen Samariters passen könnte. Im letzten Herbst wohnte Alfred für fünf Monate bei meinen Eltern. Alfred kommt aus Ghana und absolvierte im Rahmen seines Theologiestudiums ein Auslandsemester an der Universität Basel. Während seiner Zeit in der Schweiz kam er zweimal ganz aufgewühlt nach Hause, weil er am Bahnhof Basel miterlebt hatte, wie auf der Rolltreppe Personen gestürzt waren. Was ihn dabei besonders beschäftigte, waren nicht die Verletzungen, die sich die Gestürzten zugezogen hatten, sondern die Tatsache, dass sich neben ihm keine oder kaum Menschen fanden, die den Verunfallten zu Hilfe eilten. Ob das für uns in der Schweiz normal ist oder ob Alfred zufälligerweise zweimal Zeuge einer solchen ernüchternden Situation geworden ist, kann ich nicht sagen. Doch es zeigt, dass das mit dieser Zivilcourage eben doch nicht ganz so einfach ist. Selbst wenn von der Situation, wie in diesem Falle, eigentlich keine Gefahr ausgeht, braucht es Überwindung, sich für die Liebe zu entscheiden. Viele scheitern offenbar an dem «Geh und mach es ebenso!»

Vielleicht lohnt es sich also, diesen Bibeltext doch noch etwas genauer unter die Lupe zu nehmen. Einige von euch ahnen es vielleicht bereits – ich habe für heute Morgen tatsächlich noch etwas mehr vorbereitet und schüttle das, was jetzt kommt, nicht einfach nur aus dem Ärmel.

Die Geschichte des barmherzigen Samariters ist tatsächlich altbekannt und wird bereits den Jüngsten im Kindergottesdienst erzählt. Häufig wird dabei, wie im Video vorher, lediglich das Gleichnis selbst erzählt. Dabei ist der Dialog, in der die Geschichte eingebettet ist, hochinteressant. Bereits die erste Frage des Gelehrten in unserem Bibeltext macht stutzig. Der will wissen: «Was muss ich getan haben, um ewiges Leben zu bekommen?» (10,25) In einigen Übersetzungen wird auch von «erben» gesprochen. Ein Erbe ist ja normalerweise nicht an etwas geknüpft, das man getan hat. Man muss dazu gehören, ein Kind, ein Enkel oder Ehepartner sein, um etwas erben zu können. Ist es beim ewigen Leben in Gottes neuem Reich etwa anders?

Eigentlich glaube ich an einen Gott, bei dem allein die Gnade genügt und ich keine Leistung bringen muss, um angenommen zu werden. Jesus antwortet auf die Frage des Gelehrten überraschend. Er stellt nämlich eine Gegenfrage. Er will wissen: «Was steht denn im Gesetz? Was liest du dort?» (10,26) Der Gelehrte antwortet: «Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deiner ganzen Kraft und deinem ganzen Verstand und deinen Mitmenschen wie dich selbst.» (10,27)

Meine Elberfelder Übersetzung macht in dieser Aufzählung mehrere Querverweise zu Textstellen im Alten Testament, auf die sich der Gelehrte da wohl berufen hat. Der erste Teil seiner Antwort verweist auf 2. Könige 23,25. Dort steht: «Vor Josia gab es keinen König wie ihn, der zu dem Herrn umgekehrt wäre, mit seinem ganzen Herzen und mit seiner ganzen Seele und mit seiner ganzen Kraft nach dem ganzen Gesetz des Mose. Und auch nach ihm ist seinesgleichen nicht aufgestanden.» Da müssen wir in ziemlich grosse Fussstapfen treten,

wenn das die Voraussetzung für das ewige Leben sein soll. Wir sollen wie einer werden, den es vor ihm nicht und auch nach ihm nicht mehr gegeben hat. Beunruhigenderweise gibt Jesus dem Gelehrten aber recht: «Du hast recht geantwortet; tu dies und du wirst leben.» (10,28)

Kenneth E. Bailey, der Autor von «Jesus war kein Europäer – Die Kultur des Nahen Ostens und die Lebenswelt der Evangelien» vermutet in Jesus Antwort einen rhetorischen Trick, um den Gelehrten auf seinen Denkfehler mit dem geerbten ewigen Leben, das man sich aber mit einer persönlichen Leistung erarbeiten kann, aufmerksam zu machen. Die Unerreichbarkeit dieses hohen Anspruchs seiner eigenen Antwort sollte für den Gelehrten in etwa so klar sein, wie wenn Jesus gesagt hätte: «Spring über diesen drei Meter hohen Zaun, dann wirst du ewiges Leben haben.» Dass der Gelehrte weder das eine noch das andere kann, müsste eigentlich offensichtlich sein. Für ihn scheinbar aber nicht so. Viel mehr doppelt er sogar nach und möchte die Spielregeln noch etwas klarer haben. Denn wer dieser Gott ist, den er lieben soll, ist ihm klar, doch wer ist sein Nächster? Das muss er wissen, um alles leisten zu können, so dass er das ewige Leben erhalten kann.

Als Antwort auf diese Nachfrage folgt nun das berühmte Gleichnis des barmherzigen Samariters. In diesem wird so gut wie alles auf den Kopf gestellt. Der Held der Geschichte ist nicht der Priester, nicht der Levit und auch nicht der gewöhnliche Jude. Nein, der Held ist der Samariter, einer der aus jüdischer Sicht damals vom Weg abgekommen und einem Irrglauben nachgelaufen ist.

Für die Zuhörenden wäre es wohl bereits herausfordernd geworden, wäre der Hilfsbedürftige ein Samariter gewesen und Jesus hätte sie dazu aufgefordert in Zukunft nun auch solchen Menschen zu Hilfe zu eilen und nicht nur Menschen aus dem nahen jüdischen Umfeld. Doch nun war der Samariter sogar der Held. Fast schon kann man das Zähnekirschen des Gelehrten hören, als er nach der Geschichte Jesus Frage beantworten soll, der wissen möchte: «Was meinst du? Wer von den dreien hat an dem Überfallenen als Mitmensch (oder Nächsten) gehandelt?» (10,36) Er bringt es nicht über die Lippen, zu sagen: «Der Samariter!» Er sagt stattdessen: «Der ihm geholfen hat.» (10,37)

Mit wem in der Rolle als Held würden wir uns heute herausgefordert fühlen, würde Jesus die Geschichte uns persönlich erzählen? Vielleicht mit dem rumänischen Bettler? Oder der Frau mit dem Kopftuch? Dem Israeli? Dem Palästinenser? Dem drogenabhängigen Obdachlosen? Der queeren Person? Dem psychisch Kranken? Auch bei uns gibt es Personengruppen, welche in unserer Gesellschaft auf mehr oder weniger breite Ablehnung stossen. Auch wenn wir es nicht wollen, auch wir haben unsere Vorbehalte und Vorurteile, die es oftmals nicht einfach ist, zu überkommen. Das Wort «Samariter» ist für uns heute ganz klar positiv konnotiert und es ist uns heute daher nicht unangenehm, wenn wir die Geschichte des barmherzigen Samariters hören. Wir wissen, wer darin die Guten sind und wer zu den «Bösen» gehört. Und auch, wo wir dazu gehören wollen und wo nicht. Doch Jesus erzählt die Geschichte bewusst so, dass sie seinen Zuhörenden unangenehm wird. Ich fordere dich darum auf, dir einen kurzen Moment Zeit zu nehmen und die Rolle des Samariters für dich neu zu besetzen. Und zwar so, dass die Geschichte für dich ein bisschen mehr zur Herausforderung wird.

Versuche, diese Person oder Personengruppe im weiteren Verlauf der Predigt im Hinterkopf zu behalten.

Unsere Predigtreihe heisst «Eigentlich unmöglich - Mut zur Liebe». Ja, leider braucht es oft Mut, um jemandem der Nächste zu sein. Oft wird die Geschichte des barmherzigen Samariters, wie im vorherigen Video relativ pointiert erzählt. Von Mut ist da selten die Rede, sondern mehr von Menschlichkeit. Die ersten beiden wirken unmenschlich, die schauen weg und gehen schnell weiter. Der Samariter, das zeigt die Menschlichkeit, der überlegt nicht zweimal, der tut reflexartig das Richtige. Kenneth E. Bailey, der Kenner der Kultur des Nahen Ostens, hat mir aber während meiner Vorbereitung mit seinen Ausführungen aufgezeigt, wie viel Mut oder eben fehlender Mut zur Liebe in dieser Geschichte eine Rolle spielt.

Angefangen beim Priester, der wohl nach seinem zweiwöchigen Dienst in Jerusalem auf dem Heimweg nach Jericho war. Hätte er sich dem Verwundeten, von dem er nicht wusste, ob dieser tot ist oder noch lebt, genähert, wäre er Gefahr gelaufen, sich kultisch zu verunreinigen, was einen langwierigen Reinigungsprozess nach sich gezogen hätte, während dem er, seine Diener und seine Familie, mit unangenehmen Konsequenzen hätten leben müssen. Hätte er sich verunreinigt und sich dem Reinigungsprozess später aber entzogen, hätte das bedeutet, dass er als Unreiner am Altar diente, was zu einer Anklage mit noch schlimmeren Folgen hätte führen können. Für den Priester lauerten in dieser Situation also durchaus gewisse Gefahren oder Unannehmlichkeiten. Offenbar fehlte ihm der nötige Mut und für ihn war es einfacher, an der Situation vorbeizugehen. Auch in der Geschichte von Alfred am Bahnhof in Basel hatten wahrscheinlich viele derer, die nicht halfen, bestimmte Gründe. «Wenn ich jetzt stehen bleibe, dann komme ich zu spät zu meiner Sitzung und die Chefin ist ja sowieso schon sauer auf mich.» «Was wenn sich der schlimm verletzt hat, ich kann doch kein Blut sehen.» «Was, wenn ich gar nicht helfen kann, ich kenne mich doch so schlecht aus mit erster Hilfe. Alle würden es sehen, wie peinlich!»

Nach dem Priester folgt der Levit. Leviten waren im Tempel die Assistenten der Priester. Bailey meint, dass der Levit gewusst haben muss, dass kurz vor ihm ein Priester diese Strecke gegangen war und sich dieser offenbar dagegen entschieden hatte, hier zu helfen. Der Levit war dem Priester unterstellt. Hätte er ihm hier nun die Show stehlen sollen? Den Priester gewissermassen blossstellen, als einer, der nicht so gehandelt hat, wie es richtig gewesen wäre? Das hätte ebenfalls ganz schön Mut gebraucht. Da der Levit ausserdem nicht der erste gewesen war, der den Verwundeten liegenliess und der, der schon vorübergegangen war, eigentlich besser Bescheid wusste über richtig und falsch, konnte der Levit schon fast ohne Gewissensbisse weitergehen. Auch in Alfreds Fall dürften sich einige gefragt haben: «Weshalb sollte ich helfen? Da sind doch noch so viele andere. Die könnten es wahrscheinlich sogar noch besser als ich. Da muss ja nicht unbedingt ich mir die Hände schmutzig machen.»

Und nun kommt der Samariter. Was der macht, ist unvorstellbar. Eigentlich unmöglich – der hat den Mut, in Liebe zu handeln. Als Feindbild der damaligen Juden, versorgt er den Verletzten und bringt ihn in eine nahe Herberge, vermutlich nach Jericho oder sonst einer jüdischen Ortschaft. Damalige Zuhörer hätten bei dieser Geschichte wohl erwartet, dass der Samariter, der zwar überraschenderweise ein ganz guter Typ war, den Verwundeten am

Stadtrand ablegen und abhauen würde. Denn ein Samariter mit einem verwundeten Juden auf dem Rücken seines Esels war in einer jüdischen Stadt alles andere als sicher. Selbst als Retter dieses Juden wäre er vor einer möglichen Rache nicht sicher gewesen und er setzte hier definitiv sein eigenes Leben aufs Spiel. Dadurch, dass er den Verletzten übrigens in die Herberge brachte und Geld für die anstehende Pflege zur Verfügung stellte, rettete er dem Juden wohl nicht nur das Leben, sondern wahrscheinlich auch sein Leben in Freiheit. Denn es war damals nicht ungewöhnlich, dass Menschen, die ihre Schulden nicht begleichen konnten, als Sklaven verkauft wurden. Ein Schicksal, dass den armen Juden durchaus hätte ereilen können, wenn man bedenkt, dass er nach dem Raub nichts mehr besass. Der Mut des Samariters, hier in Liebe zu handeln, stellt alles in den Schatten und zeigt, wie die Liebe das Leben anderer verändern kann.

Nochmal zu Jesus Frage zurück: «Wer von den dreien hat an dem Überfallenen als Nächsten gehandelt?» Spannend ist hier, dass Jesus die Frage anders formuliert als der Gelehrte. Offenbar soll die Frage nicht sein «Wer ist mein Nächster?», sondern «Wem soll ich der Nächste sein?» Der sprachliche Unterschied scheint auf den ersten Blick minim, doch für mich schwingt in Jesus Formulierung durchaus eine etwas andere Grundhaltung mit. Nicht: «Wer ist jetzt das, den ich da lieben soll, um mein ewiges Leben zu bekommen?» Vielmehr: «Wem kann ich die Hand reichen? Wem kann ich Stütze sein? Wer soll auf mich zählen können?» Der Fokus liegt da mehr auf dem «Miteinander» als auf dem «Ich muss für mein ewiges Leben sorgen». Und die Antwort auf die Frage nach dem Nächsten ist in dem Gleichnis wie gesagt nahezu revolutionär. Sie sprengt religiöse, sprachliche und ethnische Grenzen und schleudert den Gelehrten aus seiner Komfortzone heraus. Sie zeigt Gottes Vision einer neuen Welt. Jesus sagt dem Gelehrten: «Dann geh und mach es ebenso.» (10,37) Im Grunde genommen: «Sei wie der Samariter!» Oder eben wie «wer auch immer für dich heute in der Geschichte die Rolle des Samariters übernommen hat!»

Wir können dem hohen Anspruch des Gesetzesgelehrten nicht gerecht werden. Wir sind Menschen und von unserer Natur aus nicht in der Lage, sowohl Gott als auch unsere Mitmenschen so zu lieben, wie dieser es fordert. Und doch will ich mich und vielleicht auch ihr, an dieser göttlichen Vision einer neuen Welt orientieren, wo wir notleidenden Menschen aufopferungsvoll helfen. Dass wir erste Hilfe leisten, wenn Menschen verletzt sind, dass wir armen Menschen etwas von dem abgeben, was wir zu viel haben, dass wir uns gegen Rassismus einsetzen, dass wir ausgegrenzten Menschen die Hand reichen, dass wir uns auf die Seite der Unterdrückten stellen. Leider ist die Welt nicht schwarz und weiß. Nicht immer können wir auf den ersten Blick sagen, was richtig oder falsch ist. Stürzt vor uns jemand auf der Rolltreppe, ist es wohl einfach: Weitergehen ist falsch, helfen ist richtig.

Doch schon beim Geldspenden wird es schwieriger. Wo helfe ich einer Person in Not und wo finanziere ich eine Drogensucht oder zahlte in eine Organisation ein, bei der ich nicht weiß, wo das Geld genau landet? Oder auch wenn man sich in einer Konfliktsituation für jemanden einsetzen sollte. Wo bringe ich mich vielleicht selbst in Gefahr? Habe ich alle Informationen, um zu wissen, für wen ich mich hier einsetzen soll? Nicht dass ich mich am Ende für die Falschen stark mache. Ganz oft sind Situationen nuanciert und man kann nicht einfach sagen, was nun hier richtig wäre.

Wir werden es nicht schaffen, immer die perfekte Samariterin zu sein. Doch zum Glück genügt die Gnade. Jesus erwartet von uns nicht, dass wir immer alles richtig machen. Und doch will ich nicht bei der Gnade stehenbleiben. Ich will es mir nicht erlauben, an einer notleidenden Person einfach vorbeizugehen. Der Samariter aus unserer Geschichte darf und soll mir ein Vorbild sein. Er soll mir Demut lehren, mich von meinem hohen Ross herunterstossen, mir helfen, über Grenzen hinwegzusehen und mich ermutigen, selbst den Mut zu finden, alle meine Mitmenschen zu lieben, auch wenn es auf den ersten Blick eigentlich unmöglich wirkt. Scheitern gehört dabei dazu. Doch nach dem Scheitern ist vor der nächsten Gelegenheit, aus meiner Komfortzone hinauszutreten und mutig zu lieben. Jedes Scheitern ist eine Gelegenheit über mein Handeln oder eben Nichthandeln nachzudenken und mir zu überlegen, wie ich in Zukunft in einer solchen Situation auch noch reagieren könnte. So ist es vielleicht möglich, irgendwann im ein oder anderen Moment genauso reflexartig und selbstlos zu reagieren wie unser Samariter.

Der Mut des Samariters hat das Leben des Überfallenen nachhaltig verändert. Dieser Mut hat es ihm ermöglicht, das Unmögliche zu tun und diesen Mann, der offiziell zu seinen Feinden gehörte, zu lieben. Manchmal ist es einfach zu lieben. Und manchmal braucht es ein bisschen oder auch ganz viel Mut. Doch schaffen wir es, ehrlich zu lieben, dann können wir das Leben unserer Nächsten verändern und ihnen zum Mitmenschen werden. Und schaffen wir es nicht, dann schaffen wir es vielleicht das nächste Mal.

Ich möchte diese Predigt, wie schon meine letzte, mit einer Liedzeile beenden: «If we're gonna be known for something let it be love.» Wenn wir für etwas bekannt sein sollen, dann lasst es die Liebe sein. Amen.